

Christvesper Heilig Abend 2003 18:00 Uhr
Pfr. Johannes Beyerhaus

Liebe Gemeinde,

"nie war Weihnachten so billig wie in diesem Jahr" - so war kürzlich in der Tagespresse als Kommentar einer Leipziger Geschäftsführerin zu lesen. Dieser Satz hat mich schon beschäftigt. Ein billiges Weihnachtsfest?

Was immer unsere Geschenke gekostet haben mögen, die noch eingepackt oder auch schon ausgepackt unterm Christbaum liegen - billig kann Weihnachten gar nicht sein, sonst ist es kein Weihnachten. Denn Weihnachten - da geht es um das Wertvollste, Kostbarste und Teuerste, was es überhaupt auf dieser Erdkugel gibt. Um Liebe, wie nur Gott sie schenken kann. Liebe, die sich hingibt, ohne zu rechnen und zu kalkulieren. Liebe, die nicht fragt, ob der Nutzen auch in einem vernünftigen Verhältnis zu den Kosten steht.

Liebe, die Risiken eingeht.

Und es war ein gewaltiges Risiko, dass Gott sein einziges Kind in der Krippe von Bethlehem zur Welt kommen ließ, um ihnen zu zeigen, wie groß seine Liebe zu ihnen ist.

Viele werden sagen: es hat sich nicht gelohnt.
Schaut euch doch die Welt an!

Aber es gibt nicht nur die Welt, die sich in der Presse in den Vordergrund schiebt, die blutige Schlagzeilen macht. Es gibt auch eine andere Welt, die von Menschen repräsentiert wird, die durch Gottes Liebe angerührt und verwandelt wurden. In der folgenden Weihnachtsgeschichte von Anne de Vries (*stark gekürzt; leicht verändert*) geht es um einen solchen Menschen und um eine solche Liebe, die nicht rechnet und kalkuliert. Eine Liebe, die bis zum Äußersten geht.

Ich war vierundzwanzig Jahre, als die Welt für mich zusammenbrach.

Mit ein paar anderen Zimmerleuten arbeitete ich an einem Neubau draußen am Rande der Stadt.

Einer meiner Kollegen, der gerade von den Goldfeldern zurückgekommen war, erzählte so spannend von seinen Erlebnissen, daß ich alles ringsum vergaß und mich mit dem bloßen Arm auf eine glühend heiße Röhre lehnte.

Als ich mich aufrichten wollte, merkte ich zu meinem Entsetzen, daß mein Arm festsaß. Ich riß ihn los, aber ein Hautfetzen blieb am Stein zurück, und aus einer großen Wunde am Arm tropfte das Blut zu Boden. Das Merkwürdigste war: ich hatte keine Schmerzen. Die andern schrien auf.

Ich wurde zum Arzt gebracht. Nachdem er meine Wunde verbunden hatte, schrieb er auf einem Zettel eine Adresse. „Kommen Sie Dienstagmorgen um zehn Uhr dorthin“, sagte er.
„Warum?“ fragte ich. Dann sah ich auf den Zettel und ließ ihn vor Schreck fallen. Ich begann am ganzen Leib zu zittern und mußte mich an einer Stuhlkante halten. Es war die Adresse der Lepra-Untersuchungsstelle.

Ich sprang auf und rannte wie ein Besessener zurück an meinen Arbeitsplatz und wie im Fieber begann ich zu arbeiten. In Gedanken sah ich mich schon in der Leprastation, weit draußen im Urwald.

Meine Gedanken kreisten als erstes um Anita. Würde sie mich auch vergessen? Wir wollten bald heiraten. Ich stöhnte leise auf. Schmerzen? fragte ein Arbeitskollege mitfühlend. Ich nickte.

Nach der Arbeit rannte ich nach Hause und sah in den Spiegel. Auf meinem Rücken und auf den Schenkeln zeichneten sich unregelmäßige Flecken ab. Sie waren heller als die Haut rundherum. Auf diesen Flecken konnte ich meine Zigarette ausdrücken, ohne daß ich den geringsten Schmerz fühlte. Und wieder würgte mich eine furchtbare Angst.

Ich nahm ein Bad und bürstete und rieb meinen Körper, als ob ich die Krankheit damit hätte wegscheuern können.

Und dann lag ich da und betete und flehte um Gnade. Halb wahnsinnig schlug ich mit dem Kopf gegen die Wand. Einen Augenblick lang lockerte das Ungeheuer seinen Griff, und ich sagte mir, daß Gott nicht so grausam sein könnte, mich lebend in diese Hölle zu werfen.

Warum sollte er das tun? Ich war immer ein anständiger Kerl gewesen. Natürlich hatte ich auch meine Fehler und Schwächen, aber ich war doch nicht schlechter als viele andere, die gesund und glücklich weiterleben durften.

Doch dann dachte ich an William, den wir alle gern gemocht hatten. Auch er hatte sich nie etwas zu Schulden kommen lassen. Und jetzt war er da draußen, im Urwald.

Die Krallen der Angst schlugen wieder unbarmherzig zu.

Bis zur Untersuchung wagte ich es nicht, zu Anita zu gehen. Ich durfte sie nicht in Gefahr bringen. Aber ohne sie hielt ich es auch nicht aus. Einmal schlich ich zu ihrem Haus und sah sie durchs Fenster über eine Handarbeit gebeugt, jung und strahlend schön. Noch niemals war mir so bewußt geworden, wie sehr ich sie liebte.

Wenige Tage später stand das Ergebnis fest. Lepra. Mein Todesurteil.

Und dann ging alles sehr schnell. In zwei Tagen sollte Schiff, mich zum Lepradorf bringen.

Abends ging ich noch einmal zu Anita. Ich rief ihr von weitem entgegen, dass es für sie besser sei, mich zu vergessen. Aber bevor ich sie daran hindern konnte, hatte sie mich fest umschlungen.

Anita", rief ich, „sei vorsichtig! Du bist wahrscheinlich noch gesund".

„Das ist mir gleich", sagte sie. „Ich verlaß dich nicht, jetzt nicht und niemals. Ich liebe dich, so wie du bist, krank oder gesund. Ich werde auf dich warten und so lange für dich beten, bis Gott dich gesund gemacht hat."

An diesem Abend brachte Anita mich nach Hause, und beim Abschied küßte sie mich wie immer. Ihre Liebe und ihr Vertrauen waren ein unsagbarer Trost für mich, wenn ich auch nicht glauben konnte, daß sie durchhalten würde.

„Ich weiß ganz bestimmt, daß du wieder gesund wirst", sagte sie strahlend. „Ich hab's letzte Nacht geträumt". „Aberglaube", dachte ich, aber ich wagte nicht, es laut zu sagen.

Am andern Morgen brachte sie mich zur Leprastation. Die Fahrt dauerte fünf Stunden, und Anita mußte sofort wieder zurück, weil kein Besuchstag war. So sah sie nichts von dem Elend, das mich erwartete. „Bis nächste Woche", sagte sie, als sie mich zum letzten Mal umarmte. „Ich werde immer kommen. Vergiß Gott nicht, Harry, und denk auch an mich".

Der nächste Besuchstag würde zeigen, ob sie ihr Versprechen halten könnte. Ich nahm sie mit ins Dorf und zeigte ihr alles. Ich ersparte ihr nichts - wenn wir uns doch trennen mußten, dann je eher, desto besser, dachte ich. Als sie wieder abreiste, war sie tief erschüttert.

„Sie wird nicht wieder kommen", dachte ich.

Aber als das Schiff in der folgenden Woche wieder anlegte, war auch sie darauf. Die Stunden, in denen sie bei mir war, gaben mir immer wieder neuen Lebensmut.

Doch die Zeichen meiner Krankheit mehrten sich sehr schnell. Ich schrieb deswegen an ihre Mutter und an ihren Geistlichen, aber auch sie konnten Anita nicht von mir abbringen. Und ich hätte vielleicht nichts weiter gegen ihre Besuche unternommen, wenn William sich nicht eingemischt hätte.

Er war einer der ersten gewesen, die mich nach meiner Ankunft begrüßt hatten, und sofort war mir aufgefallen, wie sehr sich der freundliche nette Kerl von früher verändert hatte. Ein verbitterter Mensch trat mir entgegen. Kein Wunder: seine Nase war völlig zerfressen, seine Augen lauerten aus

tiefen, entzündeten Höhlen, und schreckliche Wunden bedeckten seinen ganzen Körper. Er bekam keinen Besuch mehr, alle seine Freunde und Verwandten hatten ihn vergessen.

„Kennst du mich noch“? fragte er sarkastisch. „So wirst du nun auch bald aussehen... Das wird der jungen Dame, die dich hergebracht hat, bestimmt nicht gefallen.“

Und als meine Krankheit immer weiter fortschritt, meine Lippen anschwellen und meine Zähne locker wurden, sagte er einmal grinsend:

„Nun wird es der jungen Dame bestimmt ein besonderes Vergnügen sein, von dir geküßt zu werden“.

Er glaubte mir nicht, daß ich Anita gern ihre Freiheit zurückgegeben hätte. „Du Egoist, du denkst nur an dich selbst. Anita ist ein anständiges Mädchen, deswegen traut sie sich nicht, dich allein zu lassen. Aber schreib ihr nur, daß du sie nicht mehr liebst. Dann wirst sehen, wie dankbar sie dieses Angebot aufgreifen wird, wegzubleiben. Und wenn sie dann trotzdem kommt, versteck dich.“

Er bearbeitete mich solange, bis ich nachgab.

Als am nächsten Besuchstag die Schiffspfeife übers Wasser tönte, floh ich in den Wald. Da saß ich zwischen Sträuchern versteckt, als sie an Land kam, und ich saß noch da, als sie wieder abfuhr. Ich sah sie auf dem Achterdeck stehen. Die Hand über die Augen haltend, starrte sie zum Dorf hinüber.

Ich weiß heute noch nicht, wie ich das Versteckspiel auch in den folgenden Wochen durchgehalten habe. Aber ich tat es - ihretwegen. Sie kam trotzdem und besuchte die anderen Kranken. Die Menschen im Dorf nannten sie „Engel der Güte“

Eines Tages erhielt ich einen Brief von ihr: Darin stand „Es hilft dir doch alles nichts“, schrieb sie. „Ich weiß, daß du mich liebst und nicht ohne mich sein kannst, und ich kann ohne dich auch nicht mehr leben“.

Ich war versucht, meinen Widerstand aufzugeben, als William mit einem neuen, teuflischen Plan kam. Er hatte ein Foto von seinem eigenen, schrecklich entstellten Gesicht machen lassen und zeigte es mir. „Schick ihr dieses Bild und sag ihr, dass du das bist, dann wirst du sehen, ob sie dich wirklich noch liebt.“

Mein Herz begann plötzlich wie wild zu klopfen. Ja, das war eine Möglichkeit, Kopfform und Haarschnitt waren fast gleich. Die Krankheitszeichen ergaben auch eine gewisse Ähnlichkeit, obwohl sie bei ihm viel schlimmer waren. Da Anita mich seit Wochen nicht mehr gesehen hatte, war es durchaus möglich, daß sie darauf einfallen würde. In ein paar Jahren würde ich ja doch so aussehen, und wenn sie jetzt vor diesem Bild zurückschreckte, würde sie mich auch später im Stich lassen - nur dass dann kostbare Jahre ihres jungen Lebens verloren waren.

Jetzt kam es darauf an! Ich nahm das Foto und schrieb auf die Rückseite: „So sehe ich jetzt aus. Siehst du nun ein, daß es mit uns aus sein muß?“ Ich steckte das Bild in einen Umschlag und warf ihn in den Briefkasten.

Als wenige Tage später das Schiff anlegte, war Anita nicht dabei!

Sie war nicht gekommen...! Jetzt hatte sich's also entschieden, ich war zum zweitenmal und nun endgültig verurteilt. Jetzt erst war ich wirklich ein Verbannter, ein Ausgestoßener, nach dem kein Mensch mehr fragte.

Im Dorf war man bei den Vorbereitungen zum Weihnachtsfest. Wie in jedem Jahr wurde, der Speisesaal festlich geschmückt. Aber keiner war mit seinen Gedanken wirklich dabei. Es schien ihnen allen schwerzufallen, an Weihnachten und die Liebe Gottes zu glauben, jetzt, wo der letzte Mensch, der ihnen ein wenig Liebe gebracht hatte, ausgeblieben war.

Ich selbst lief verzweifelt durchs Dorf. Gott und die Menschen hatten mich verlassen, und in mir wütete der Teufel. Abends schlug ich den Fotografen nieder, nur weil er das Foto von William gemacht hatte, das nun im Besitz von Anita war. Als die Wärter kamen, um mich in die Zelle zu sperren, war ich schon auf und davon.

Wie gejagt rannte ich durch den Wald, hinunter zum Fluß. Nur weg! Ich war zwar ein schlechter

Schwimmer, aber was war schon dabei, wenn ich ertrank! Ich haßte mich und den entstellten Körper, den ich mit mir herumschleppen mußte.

Aber ich erreichte das andere Ufer. Von dort aus führte eine Straße zur Stadt. Ich versteckte mich in einer Scheune und wartete den Einbruch der Dunkelheit ab. Überall leuchteten in den Fenstern Kerzen. Der Duft von Weihnachtsgans durchzog die Straßen und ich merkte wie hungrig ich war. Vorsichtig schlich ich mich in ein abseits gelegenes Haus, aus dem gerade Leute herausgekommen waren. Vielleicht konnte ich hier etwas Geld und Brot finden. Doch plötzlich stand eine Frau hinter mir. Sie schrie laut um Hilfe. Ich packte sie an der Kehle, und würgte sie, bis sie vor Angst ohnmächtig zu Boden sank. Jetzt, wo ich Anita nicht mehr hatte, schien alles Böse in mir zum Ausbruch gekommen zu sein.

Ich eilte zurück in mein Versteck.

Am nächsten Morgen wurde ich entdeckt. Die zwei Polizisten wussten alles - auch dass ich leprakrank war und zwangen mich, zwei Schritte vor ihnen her zum Polizeirevier zu gehen.

Es war Weihnachtsmorgen' und die Menschen gingen festlich gekleidet zum Gottesdienst. Und da war ich mit meinem schmutzigen Anzug, mit meinem ungewaschenen Lepragesicht. Gleich würden sie alle tief gerührt von der Liebe Gottes singen, die durch Christus zu den Menschen gekommen ist.

Wenn das wirklich so war, warum erreichte diese Liebe dann nicht auch Geschöpfe wie mich? Ich versuchte, den Leuten frech in die Augen zu sehen, und das gelang mir immer besser, je mehr mich ihre verächtlichen Blicke trafen.

Aber plötzlich - ich wäre am liebsten im Erdboden versunken -kam uns Anita entgegen. Ehe ich überhaupt recht zur Besinnung kam, lag sie in meinen Armen.

„O Liebster!“ rief sie jubelnd, „mein lieber, böser Junge! Hast du mich also doch belogen! Nicht wahr, du liebst mich noch?“ Alles ringsum war vergessen, die gaffenden Menschen kümmerten uns nicht. Anita weinte und lachte zugleich, und als sie sich ein wenig beruhigt hatte und Arm in Arm mit mir weiterging, erzählte sie mir, daß sie wirklich geglaubt habe, das Bild sei von mir. Aber nicht deshalb war sie ausgeblieben, sondern nur, weil sie in den lauernden Augen keine Spur von Liebe mehr gefunden hatte.

„Nach diesem Bild mußte ich glauben, daß du mich nicht mehr liebst“, sagte sie, „O Harry, schwöre es mir, daß du mir nie wieder so weh tun wirst!“

„Ich gebe mich geschlagen“, stammelte ich, „gegen deine Liebe ist alles andere machtlos.“

Nach einem herzlichen Abschied lieferte sie mich ab - ich ließ mich glücklich in eine Zelle stecken und feierte dort allein zwischen den kahlen Wänden die schönste Weihnacht meines Lebens.

Anitas Liebe war für mich ein Rätsel, aber ich nahm diese Liebe wie ein Geschenk, sowie ich von diesem Tage an auch die Liebe Gottes empfangen habe, ohne mich dagegen aufzulehnen.

Ein paar Wochen später kam Anita zur Freude aller Kranken als Schwester ins Lepradorf. Sie hatte, ohne daß ich davon wußte, schon gleich nach meiner Einlieferung den Direktor gebeten, sie anzustellen. Später gestattete man uns sogar, zu heiraten, und Anita wohnte zusammen mit mir unter den Kranken. Ihrer hingebungsvollen Pflege allein hatte ich es zu verdanken, dass die Krankheit meinen Körper nicht weiter zerstörte.

Dann kam nach sechs Jahren endlich das Heilmittel, nach dem die Menschen seit Jahrtausenden vergeblich geforscht hatten. Ich war einer der ersten, der damit behandelt wurde.

Nach anderthalb Jahren durfte ich schließlich, die Leprastation verlassen. Ich war geheilt. Ich wußte: das Leben mit all meinen Entstellungen würde auch nicht leicht werden. Aber ich war geheilt.

Anitas Traum hatte sich doch erfüllt. Und niemals werde ich das Weihnachtsfest vergessen, an dem ihre Liebe mir den Glauben an die Liebe Gottes zurückgebracht hatte.

Liebe Gemeinde, wenn Menschen so lieben können - was glauben Sie erst, was es heißt, von Gott geliebt zu sein. Gott sei Dank, ist seine Liebe noch viel größer und unbegreiflicher als Anitas Liebe. Denn die Flecken, die Harry trug, sind noch harmlos im Vergleich zu den Flecken, die sich bei uns bilden. Es sind Flecken, die nicht nur unseren Körper entstellen, sondern das Bild Gottes in uns, nach

dem wir alle geschaffen sind. Und überall dort, wo Menschen ihrem Schöpfer gegenüber gleichgültig oder gar ungehorsam sind. Überall dort, wo wir an ihm und unseren Mitmenschen durch unser liebloses Verhalten schuldig werden, da entstehen solche Flecken. Flecken, die nicht nur unseren Körper entstellen, sondern das Bild Gottes in uns, nach dem wir alle geschaffen sind.

Tödliche Flecken, wenn sie nicht behandelt werden.

Weihnachten heißt: Es gibt ein Heilmittel.

Ein Heilmittel, das wir für alles Geld dieser Welt nicht kaufen können. Es ist dafür viel zu kostbar. Das Heilmittel Gottes gegen diese Flecken heißt Jesus Christus. Der für uns geboren wurde, und für uns starb, damit wir heil werden können. Und für uns wird Weihnachten, wenn wir annehmen, was Gott uns schenken will. Annehmen und weitergeben. Anitas Liebe hatte Harry geholfen, sich wieder Gott zuzuwenden, der ihm unbegreiflich geworden war. Gottes Liebe will uns helfen, uns auch wieder den Menschen zuzuwenden, auch denen, die uns unbegreiflich geworden sind.

Amen